

Magazin für ev. = luth. Homiletik und Pastoraltheologie.

30. Jahrgang.

Oktober 1906.

No. 10.

Predigtstudie über die Epistel des dreiundzwanzigsten Sonntags nach Trinitatis.

Phil. 3, 17—21.

„Folget mir nach, lieben Brüder, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde“, B. 17. Zu seiner Nachfolge reizt und ermahnt der Apostel seine Christen zu Philippi, die er in herzlicher Liebe als seine Brüder anredet. „Folget mir nach“, so sagt er, oder, wie es genauer heißt: Werdet meine Mitnachahmer, oder: werdet mit meine Nachahmer (*συνμιμηταί μου γίνεσθε*). Die Christen sollen seine Nachahmer werden, ihm in seinem Wandel nachfolgen. Als ihr Vorbild stellt sich Paulus in seinem Wandel ihnen dar, darin, daß er vergißt, was dahinten ist, und sich streckt zu dem, was vorne ist, und nach dem vorgezeichneten Ziel jagt, nach dem Kleinod, welches die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu vorhält. (B. 13. 14.) In diesem Wandel sollen die Christen ihm nachfolgen. So sollen treue Lehrer und Prediger leben und wandeln, daß sie ein Vorbild ihrer Herde sind und sich getrost ihren Christen als solche Vorbilder hinstellen können.

Aber Paulus sagt nicht einfach: *μιμηταί μου γίνεσθε*, wie z. B. 1 Kor. 4, 16, sondern er gebraucht das Wort *συνμιμηταί*, das sich an unserer Stelle allein findet. Das heißt nicht, wie man es wohl gefaßt hat, daß die Philipper alle miteinander des Apostels Nachfolger und Nachahmer werden sollen, sondern daß sie mit andern ihm nachahmen. Der Apostel weist sie hin auf das gute Beispiel anderer, die ihm nachfolgen. Dieses gute Beispiel anderer soll sie um so mehr reizen und locken, seiner Ermahnung nachzufolgen. Und da der Apostel mit der Anrede *ἀδελφοί* sich nicht an einzelne in der Gemeinde, sondern an die ganze Gemeinde wendet, so sind die andern, die er hier im Auge hat, eben auch wohl andere Gemeinden. Wie andere Gemeinden mir nachfolgen, so folgt auch ihr ihrem guten Beispiel und ahmt auch mit mir nach. So stellt ja nicht nur an dieser Stelle, sondern häufiger der

Apostel seinen Gemeinden andere Gemeinden zum Muster und Beispiel hin (3. B. 2 Kor. 9, 2). So sollen Christen auch heute noch sich reizen lassen durch das gute Beispiel anderer, die auf dem rechten Wege wandeln, und umgekehrt sollen die Christen sich vorsehen, daß sie ja durch ihren Wandel andern kein Ärgernis geben, sondern ihnen zur Erbauung im Glauben und Leben gereichen.

Weiter sagt der Apostel: „Und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde.“ Er legt seinen ersten Satz noch etwas weiter auseinander. Der Sinn ist dieser: Ihm, dem Apostel, sollen die Christen nachfolgen und dabei auf die sehen, die schon also wandeln, die nach seinem Vorbild sich richten. Ihnen sollen sie nachtun und nachleben. Denen trachtet nach, die dem Vorbild nachwandeln, das wir euch gegeben haben. Wenn aber der Apostel den Plural *ἡμᾶς* und nicht den Singular gebraucht, so denkt er dabei nicht allein an sich — denn er hat ja eben von sich selbst in der Einzahl geredet —, sondern auch an andere, die Vorbilder der Christen sind, wohl an seine Mitapostel und Mitstreiter, in erster Linie wohl an die, deren er in diesem Briefe Erwähnung getan hat, an Timotheus (1, 1) und Epaphroditus (2, 25). So haben die Philipper eine ganze Wolke von Zeugen Christi, eine ganze Reihe von Vorbildern, auf die sie sehen, denen sie nachahmen sollen. Es ist eine wichtige Regel, daß wir Christen auf die sehen sollen, die uns in einem rechtschaffenen Wesen in Christo Jesu vorangehen. Es ist eine Unart unsers Fleisches, das auch die Christen noch an sich tragen, daß sie so gern auf den Wandel und das Gebaren der laxeren Christen sehen und damit auch ihre Sünden entschuldigen wollen. Wenn dieser oder jener, der doch auch zur Gemeinde gehört, dies oder das tut, so kann ich mir das auch erlauben, so sagt man vielfach und nimmt so ein Ärgernis an ihrem bösen Wandel. Nicht auf solche sollen wir sehen, sondern auf die treuen, rechtschaffenen Christen, die nach apostolischem Vorbild wandeln, deren Wandel sollen wir nachahmen, durch deren Wandel uns reizen lassen zu rechtem christlichen Leben.

„Denn viele wandeln, von denen ich euch oft gesagt habe, nun aber sage ich auch mit Weinen: die Feinde des Kreuzes Christi.“ B. 18. Der Apostel begründet (*γάρ*) seine Ermahnung. Es ist nötig, es ist sehr wichtig, daß die Christen ihm, dem Apostel, nachahmen in Gemeinschaft mit andern Gemeinden, daß sie ihr Augenmerk richten auf die, die nach apostolischem Vorbild wandeln, denn es gibt leider so viele, die ganz anders leben und wandeln. Viele, so sagt der Apostel, wandeln als die Feinde des Kreuzes Christi. Wie haben wir diesen Ausdruck zu verstehen? Unter dem Kreuz Christi ist natürlich Christi ganzes Erlösungswerk zu verstehen, das stellvertretende Leiden und Sterben unsers Heilandes für unsere Sünden. Unter den Feinden des Kreuzes Christi könnten daher ganz wohl verstanden werden diejenigen

— und viele Ausleger, unter ihnen auch Luther, haben sie darunter verstanden —, die dieser Lehre feind waren, die gegen diese Lehre grundsätzlich auftraten, daß wir allein aus Gnaden um des Leidens und Sterbens Christi willen durch den Glauben gerecht und selig werden. Und es ist ja wahr, solche Leute, die diese Lehre von der Erlösung und Rechtfertigung verwerfen, sei es in grober oder feinerer Weise, sind ja ohne Zweifel Feinde des Kreuzes Christi. Aber der Apostel redet hier an unserer Stelle nicht sowohl von der Lehre, als vom Leben der Christen, von ihrer Gesinnung und ihrem Wandel. Es ist daher wohl passender, wie Nebe (Die epistol. Perikopen III, S. 500) sagt, „diese Feinde uns als praktische und nicht als theoretische Feinde, als handelnde und wandelnde Widersacher und nicht als widersprechende, ein anderes Evangelium predigende zu denken. Das Kreuz des Herrn in seinen praktischen Konsequenzen, also die Forderung der Kreuzigung des eigenen Fleisches samt den Lüsten und Begierden, der Ertötung des alten Adams, machte diesen das Evangelium verhaßt: ihr Leben war eine fortwährende Feindschaft, ein ununterbrochener Krieg gegen dieses Kreuz, welches Christus den Seinen als heilige Pflicht auflegt“. Der Apostel denkt bei diesen Worten nicht etwa an die Heiden, von denen die Christen umgeben waren — wie sollten die ersten Christen in großer Gefahr gestanden haben, sich diese als Vorbild in ihrem Wandel zu nehmen? —, nein, sein Blick schweift bei diesen Worten über die ganze damalige Christenheit, über die von ihm gegründeten Christengemeinden, und da sieht er im Geist gar viele, die nicht also wandelten, wie sie dem Evangelium gemäß hätten wandeln sollen. Er sah viele, die wohl den Christennamen tragen und durch Christum selig werden, aber die doch nicht Christi Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen, die nicht in den Christenkampf gegen das Fleisch und die Welt und den Teufel eintreten, die nicht um Christi und seines Evangeliums willen sich selbst verleugnen und leiden wollten. An solche Feinde des Kreuzes Christi denkt der Apostel hier in erster Linie. Daß er dabei auch die judaisierenden falschen Lehrer jener Tage nicht aus-, sondern einschließt, ist selbstverständlich. Sie, die da lehrten, daß die Gläubigen sich auch beschneiden lassen und das jüdische Gesetz halten müßten, um selig zu werden, waren ja auch kreuzesscheu und suchten nur das Ihre, gute Tage und Ruhe nach dem Fleische, wie der Apostel an einer andern Stelle (Gal. 6, 12) von ihnen sagt: „Die sich wollen angenehm machen nach dem Fleische, die zwingen euch zu beschneiden, allein, daß sie nicht mit dem Kreuz Christi verfolgt werden. Denn auch sie selbst, die sich beschneiden lassen, halten das Gesetz nicht, sondern sie wollen, daß ihr euch beschneiden lasset, auf daß sie sich von eurem Fleische rühmen mögen.“

Gerade auch in unserer Zeit gibt es so viele solche Feinde des Kreuzes Christi. Der Herr hat es uns gesagt, daß, wer sein Jünger sein wolle, sich selbst verleugnen, Christi Kreuz auf sich nehmen und dem Herrn nachfolgen müsse. Das wollen so viele nicht tun, gerade in

dieser letzten Zeit. Sie nennen sich wohl Christen, sie halten sich wohl äußerlich zu der Gemeinde des Herrn und besuchen ihre Versammlungen, aber sie mögen nicht der Welt entsagen und ihrer eitlen Lust, sie mögen nicht ihr Fleisch kreuzigen samt seinen Lüsten und Begierden, sie wollen im geheimen wenigstens ihren Sünden, ihren Lieblings-sünden weiter frönen, sie führen keinen ernstern Kampf gegen alles un-lautere Wesen in sich und um sich, sondern höchstens einen Scheinkampf, sie mögen nicht leiden, was es zu leiden gibt um Christi und des Evangeliums und des Bekenntnisses willen zu ihm, sondern suchen gute Tage und Wohlleben. Sie sind mit einem Worte Feinde des Kreuzes Christi. Und da es so viele solcher falschen Christen gibt, solcher Heuchler, die höchstens nur den Schein eines gottseligen Lebens haben, aber seine Kraft verleugnen, so gilt es für die Christen unserer Tage um so mehr, daß sie wohl zusehen, damit sie nicht solche Leute, sondern diejenigen sich zum Vorbilde nehmen, die rechtschaffen wandeln.

Nicht jetzt erst warnt der Apostel zum erstenmal seine Christen vor solchen Leuten, er kann sie vielmehr darauf hinweisen, daß er schon oft von ihnen gesagt und geredet habe. Bei seiner Anwesenheit in Philippi, als er das Evangelium predigte und die Gemeinde gründete (Apost. 16, 11—40), und auch später, als er jene Gemeinde wieder besuchte (Apost. 20, 1—6), hat der Apostel ihnen von diesen gefährlichen Leuten gesagt, die Christum durch ihr Leben verleugneten und als Feinde des Kreuzes wandelten, und als ein treuer Hirte sie vor ihnen gewarnt. Aber nicht nur damals hat er von ihnen geredet, sondern auch jetzt tut er es wieder, und zwar mit Tränen. Weinend redet er nun von ihnen. Tränen vergießt der Apostel, wenn er an diese Leute gedenkt, Tränen des Mitleides sowohl, wenn er an ihren elenden Zustand und ihr entsefliches Ende gedenkt, als auch Tränen des Schmerzes, wenn er sich den großen Schaden vergegenwärtigt, der durch sie über die Kirche Christi und so viele einzelne Christen kommt. So haben auch wir heute wahrlich keine Ursache, diejenigen etwa zu beneiden, denen es scheinbar gelingt, Christum und Belial zu vereinigen, Gott und der Welt zu gleicher Zeit zu dienen, als hätten sie den rechten Weg gefunden, sondern wir müssen sie bemitleiden und bedauern. Denn traurig ist ihr Zustand hier in der Welt und traurig wird einst ihr Los sein. Das zeigt der Apostel nun weiter an.

„Welcher Ende ist die Verdammnis, welchen der Bauch ihr Gott ist, und ihre Ehre zu schanden wird, derer, die irdisch gesinnet sind“, R. 19, so lesen wir weiter. Damit seine Leser um so weniger dem Wandel solcher Leute folgen mögen, so beschreibt Paulus denselben noch näher und beginnt sogleich mit dem abschreckendsten Zug, mit dem Ende. Das ist das Ende solcher Feinde des Kreuzes Christi, das ist das Ziel, dahin ihr Wandel führt, an dem sie unfehlbar ankommen werden, wenn sie auf diesem Wege bleiben: das Verderben. Luther übersetzt *ἀπόλεια* ganz

richtig mit Verdammnis. Er gibt durch diese Übersetzung gleich an, an welche *ἀπόλεια*, an welches Verderben hier zu denken ist. Der Apostel will nicht sagen, daß das Ziel, welches diese Leute sich setzen mit ihrem Treiben, oder welches durch ihr Treiben unfehlbar erreicht wird, das Verderben, das heißt, die Zerstörung der Gemeinde des Herrn ist, sondern das Ziel, an dem sie anlangen werden, wenn sie auf ihrem Wege fortgehen, ist ihr eigenes Verderben, der Verlust der Seelen Seligkeit, die ewige Verdammnis. Auf die schwere Strafe, die sie einst treffen wird in der Ewigkeit, weist der Apostel sie hin. Wahrlich, das Los derer, die als Feinde des Kreuzes Christi wandeln, die nicht das Kreuz Christi auf sich nehmen und ihm nachfolgen wollen, ist äußerst bedauernswert. Es steht nicht also, daß sie hier die Freuden der Welt genießen und die Lüfte ihres Fleisches befriedigen und doch auch zugleich, wie solche Leute es sich oft gern einreden wollen, Christen bleiben und selig werden könnten. Solche Leute, die Christen sein wollen und doch nach der Art der Welt und nach dem Willen des Fleisches leben und Christo nicht nachfolgen, sind keine Christen, sondern Feinde des Kreuzes Christi, sie sind bei allem äußerlichen Schein Kinder dieser Welt, nicht Gottes Kinder, sondern Kinder des Verderbens. Ihr Ziel, ihr Lohn ist die schreckliche ewige Verdammnis. Daß wir Christen uns warnen lassen durch solch schreckliches Los und nicht wandeln als die Feinde des Kreuzes Christi!

Und wie kann es anders sein, als daß das Ende solcher Menschen die Verdammnis ist? Ihr Gott ist ja ihr Bauch, wie der Apostel weiter bezeugt. Diese Leute bekennen zwar äußerlich auch den wahren Gott, den dreieinigen, als ihren Gott. Sie beten äußerlich Gott an, aber ihr Herz weiß nichts von dem, was ihre Lippen sagen. Sie haben einen andern Gott. Ihm dienen und huldigen, ihn hegen und pflegen sie, ihm haben sie sich ergeben für Tod und Leben, er ist ihr Ein und Alles, ihr höchstes Gut, dem sie schließlich alles aufopfern. Und dieser Gott ist der Bauch. Wenn der Apostel hier den Bauch den Gott solcher Leute nennt, so denkt er dabei nicht nur an Sauferei und Fresserei, an grobe Schlemmereien, sondern der Ausdruck ist wohl weiter zu fassen. Der Apostel will dieses sagen: Ihr Bauch ist ihr Gott, das heißt, sie trachten nur danach, das ist ihr höchstes Streben, daß sie gute Tage haben, daß sie ihrem Fleisch in seinen mancherlei Wollüsten dienen. Wohlleben suchen sie, und darum eben sind sie Feinde des Kreuzes Christi. Was ihrem irdischen Wohlergehen dient, was den Lüften ihres Fleisches genehm ist, das ist ihnen das höchste Gut, dem sie nachtrachten.

„Deren Ehre zu schanden wird“, so heißt es weiter. Luther übersetzt hier nicht ganz genau. Der Apostel schreibt: *καὶ ἡ δόξα ἐν τῇ αἰσχύνῃ αὐτῶν*, das heißt: „und ihre Ehre besteht in ihrer Schande“. Nicht das will also Paulus hier sagen, daß ihre Ehre, das, wessen sie sich jetzt rühmen, einst, etwa am Tage des Gerichts, zu schanden wird, sondern dieses: das, worin die Feinde des Kreuzes Christi

ihre Ehre suchen, was ihnen nach ihrer Meinung zur Ehre gereicht, wissen sie sich rühmen und worauf sie pochen, das ist in Tat und Wahrheit vor Gottes Augen Schande, das ist in den Augen Gottes schändlich und schmähslich, das gereicht ihnen in Gottes Augen zur Schmach. Darin sehen diese Leute vielfach ihre Ehre, in weltliche Dinge, daß sie Ansehen erlangen vor den Augen der Welt, daß sie Reichtümer erlangen auf Erden, daß sie ein genutzreiches Leben führen und ihren Lüsten und Sinnen schmeicheln u. dgl., und das alles ist doch Schande und Schmach, dessen sie sich vor ihrem Gewissen und vor Gottes Gericht schämen müssen. Und endlich fügt der Apostel noch hinzu: „*οἱ ἐν τῷ κόσμῳ*, die irdisch gesinnet sind“. Da charakterisiert er zum Schluß noch kurz die Gesinnung dieser Feinde des Kreuzes Christi. Es sind Leute, die irdisch gesinnt sind, die das Irdische, nicht das Himmlische bedenken. All ihr Sinnen, Denken und Dichten geht auf das, was auf Erden ist, auf irdische Dinge und irdisches Wohlfühlen. An Gott, an den Tod, an die Ewigkeit denken sie wenig oder gar nicht. — Wie malt der Apostel doch hier ab einen so großen Teil der äußeren Christenheit unserer Tage! Wir leben in einem materialistischen Zeitalter. Das Sinnen und Denken unserer Zeit bewegt sich so recht eigentlich um die Dinge hier in dieser Welt, und zwar zumeist noch nicht einmal um die idealen Güter dieses Lebens, sondern mehr um die grob sinnlichen, um Essen und Trinken, um Geld und Gut, um Vergnügungen und Lustbarkeiten, um Geschäft und Verdienst. Die Dornen der Sorgen und Reichtümer und Wollüste dieses Lebens haben die Herzen unsers heutigen Geschlechts überwuchert. Man sucht den Himmel hier auf Erden, in den Dingen dieses Lebens.

Der irdischen Gesinnung so vieler auch in der Christenheit stellt der Apostel nun den himmlischen Wandel, die himmlische Gesinnung der wahrhaft Gläubigen entgegen. Er schreibt weiter: „*ὁ ἀντὶ τούτου* Unser Wandel aber ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm untertänig machen.“ B. 20. 21. Mit einem γάρ, welches Luther mit „*aber*“ übersetzt, fügt der Apostel diesen neuen Satz an. Er will also wieder begründen. Und zwar gibt der Apostel hier einen neuen Grund dafür an, warum die Christen ihm, dem Apostel, nachahmen und auf die sehen sollen, die nach apostolischem Vorbild wandeln. „*ὁ ἀντὶ τούτου* Unser Wandel ist im Himmel.“ Der Apostel setzt das Wort „*unser*“ (ἡμῶν) mit Nachdruck voran. Er stellt die Christen mit ihrer Gesinnung und ihrem Wandel in scharfen Gegensatz zu den Feinden des Kreuzes Christi, die irdisch gesinnt sind. Unser Wandel, sagt er. Er gebraucht das Wort πολιτεύμα. Was bedeutet dieses Wort? Dieses Wort, von πολιτεύω herkommend, bedeutet zunächst: das Verfahren bei Verwaltung der

Staatsgeschäfte, politischer Grundsatz. Dann wird es aber auch vielfach identisch mit *πολιτεία* gebraucht und heißt: die Staatsverwaltung, die Staatsverfassung, Staatsgeschäfte und endlich der Staat selbst, das Reich. Diese letztere Bedeutung hat hier statt. Das Reich, der Staat, dem wir Christen angehören, so sagt hier Paulus, ist im Himmel, ist ein himmlisches Reich. Wohl sind und wohnen wir Christen hier noch auf Erden und sind Bürger in den Reichen dieser Welt, aber soweit wir Christen sind, gehören wir nicht mehr in diese Weltreiche hinein. Soweit wir Christen sind, sind wir in einem andern Reich, das im Himmel ist, das seiner Natur nach daher nichts mit den Reichen dieser Welt gemein hat, in einem himmlischen Reich mit himmlischen Gütern, mit himmlischen Freuden und Genüssen. Das dürfen wir Christen nie vergessen. Wir sind wohl noch in der Welt, aber nicht von der Welt. Unser Reich, dem wir eigentlich als Bürger angehören, da wir eigentlich Bürgerrecht haben, ist nicht hier auf Erden, sondern unsere eigentliche Heimat ist im Himmel. Wie sollten wir Christen denen folgen, die nach dem Irdischen trachten, deren Sinnen und Denken auf diese Welt sich richtet, denen der Bauch ihr Gott ist? Ist der Himmel unsere Heimat, so gilt es auch, daß wir unsere Herzen und Gedanken aufwärts richten, daß wir bedenken, daß wir hier nur in der Fremde, nur auf der Durchreise sind. Die Dinge und Güter dieser Welt können und sollen uns nicht mehr fesseln und unsere Herzen gefangen nehmen, sondern wir müssen unsere Herzen da hineinschicken, wo wir ewig sein werden. Und da wir Bürger dieses himmlischen Reiches sind, da Christus der König ist, das er selbst mit seinem teuren Gottesblut gestiftet hat, so geziemt es auch uns Christen, daß wir nach dem Willen und den Gesetzen unsers himmlischen Königs wandeln und den Leuten dieses Weltreichs zeigen, daß wir einen andern Sinn haben als sie, einen himmlischen Sinn, daß wir nach andern Gesetzen leben und nach andern, den himmlischen Gütern trachten. Mit Recht schreibt daher Luther in seiner Predigt über diesen Text in der Kirchenpostille: „Darum heißen wir nicht mehr Bürger auf Erden; sondern wer da ist ein getaufter Christ, der ist durch die Taufe ein geborener Bürger im Himmel. Darum sollen wir uns also halten und wandeln, als die dorthin gehören und daheim sind, und uns jetzt des trösten, daß uns Gott also annimmt und dahin setzen will.“ (XII, 960.) Und an einer andern Stelle schreibt er: „Unsere Bürgerschaft aber“, spricht St. Paulus, „ist mit Christo im Himmel“, Phil. 3, 20, das ist, in jenem Leben, daß wir warten und hoffen erlöst zu werden, wie jene von Babel, und hoffen, dorthin zu kommen, da wir ewig Bürger und Herren bleiben sollen. Weil wir aber müssen in diesem Elend und unserm Babylon, solange Gott will, bleiben, so sollen wir tun, wie jenen befohlen ward, daß wir hier mit den Leuten leben, essen und trinken, haushalten, Acker bauen, regieren und uns friedlich mit ihnen halten, auch für sie bitten, bis so lange die Stunde kommt, daß wir von dannen heimfahren sollten. . .

Summa, ein Christ soll sein ein solcher Mensch, spricht St. Paulus 1 Kor. 7. 29. 30. 31, der da der Welt brauche und doch nicht mißbrauche; der da kauft und besitzt, als besäße er es nicht; der Weib und Kinder hat, als hätte er sie nicht; der da baut, als bauete er nicht 2c. Wie reimet sich das zusammen? Also, daß man unterscheide unter jüdischem und türkischem (ja, auch päpstischem) und Christen Glauben, daß ein Christ lebet dieses irdischen Lebens, baut, kauft, handelt und wandelt mit den Leuten und alles mit tut, was zu diesem Leben gehört; doch nicht anders denn als ein Gast, der das tut, was der Wirt von ihm haben will, und des Landes, Stadt oder Gasthofes Recht und Sitte ist, setzt aber sein Datum nicht darauf, als dabei zu bleiben und kein besseres haben. Und geht also richtig hindurch durch alles, was allhier auf Erden ist, daß er's hat und doch nicht hat, braucht und doch nicht daran hanget, und also mit dem Zeitlichen umgeht, daß er das Ewige nicht verliere, sondern jenes hinter sich läßt und vergißt, und sich diesem, als dem vorgesteckten Ziel, immer danach streckt." (XII, 572 ff.)

Unser Reich, unsere Heimat ist im Himmel. Aber nun fährt der Apostel fort: „von dannen“ (ἐξ οὗ, sc. *πολίτευμα*, aus welcher Heimat, aus welchem Reich) „wir auch warten des Heilandes des Jesu Christi, des Herrn“. Wir sind Bürger des Himmels, wir gehören dem himmlischen Wesen an. Und sind die Christen Bürger des Himmelreiches, das Christus selbst gestiftet hat, so sind sie ja selige Leute. Und doch sagt der Apostel, daß die Christen hier auf Erden noch etwas erwarten, und zwar *σωτήρα*. Der Apostel läßt den Artikel fort, und es ist also genauer zu übersetzen: „wir erwarten einen Heiland, nämlich den Herrn Jesum Christum“. Ja, wir Christen, die wir tatsächlich und wirklich Bürger des Himmels sind, erwarten hier auch noch einen Heiland, einen Erlöser. Ist das aber der Fall, so ist es klar, daß wir hier noch in Not und Trübsal sind und also einen Erlöser nötig haben. Und so ist es auch in der Tat und Wahrheit. Wir Himmelsbürger sind noch nicht in der Heimat angelangt, wir sind noch in der Fremde als Gäste und Fremdlinge. Und hier in der Fremde, auf unserer Wanderschaft nach dem himmlischen Vaterland, sind wir vielen Beschwerden ausgesetzt. Gerade weil wir dieser Welt nicht mehr angehören, sondern Himmelsbürger sind und als solche wandeln, haben wir viel Hohn und Spott, mancherlei Verfolgung von seiten der Feinde des Kreuzes Christi zu erdulden. Und dazu sicht uns der Teufel auf diesem Wege an mit mancherlei Anfechtungen und Versuchungen, und unser eigen Fleisch und Blut will vom Reiche Gottes nichts wissen, sondern sehnt sich nach den Dingen dieser Welt und bedenkt das Irdische. Wir Christen sind Himmelsbürger, wir haben unsere Heimat im Himmel, wir genießen sie auch schon im Glauben, aber wir haben sie noch nicht erreicht, wir sind noch in der Fremde und in der Fremde vielen Versuchungen und Gefahren, vielen Beschwerden ausgesetzt.

So steht es mit den wahrhaft gläubigen Christen hier auf Erden. Aber dennoch sind sie ganz getrost und können es auch sein. Denn sie erwarten auch (zai) einen Heiland, einen Erretter und Erlöser. Und das ist kein gewöhnlicher, bloß menschlicher Heiland, sondern es ist *Jesus Christus*, der sich an ihnen so oft erwiesen hat als der *Herr*, als ihr allmächtiger Gott. Wie oft haben sie seine Macht erfahren, besonders damals, als er sie errettet hat von der Obrigkeit der Finsternis und sie in sein himmlisches Reich versetzte und sie also zu Himmelsbürgern machte. Wie sollte er sie nicht auch erretten aus dem Elend dieser Zeit, aus den Versuchungen und Anfechtungen der Feinde des Kreuzes Christi? Getrost und freudig können Christen dem Vorbild des Apostels Paulus nachfolgen und himmlisch wandeln. Wohl trifft sie dann mancherlei Not und Trübsal, aber sie haben auch einen Heiland, den allmächtigen *Herrn Jesus Christum*.

Auf ihn warten die Christen, daß er kommen werde. Und das ist auch nicht ein zweifelhaftes Warten, eine Hoffnung, von der man nicht weiß, ob sie sich wirklich erfüllt, oder den Hoffenden schmähslich im Stich und zu schanden werden läßt. Der Apostel gebraucht hier das Wort *ἀπεκδέχεσθαι*. Das bedeutet sowohl ein geduldiges, beharrliches, als auch ein zuversichtliches, vertrauensvolles Erwarten. Die Christen sind gewiß, daß ihr Warten nicht täuscht und trügt. Sie haben als Grund ihrer Hoffnung das gewisse Wort, die feste Verheißung ihres *Herrn*, der die ewige Wahrheit selbst ist. Der *Herr Christus* wird gewißlich kommen als der Heiland seiner Christen, darauf können sie sich fest und zuversichtlich verlassen und also getrost ihm nachfolgen durch alle Schmach, durch alles Elend hindurch.

Der *Herr* kommt als der Erlöser und Heiland seiner Christen. Aber nicht nur erlöst er sie aus ihrem Elend, sondern gibt ihnen dafür eine große, unaussprechliche Herrlichkeit, das ewige Heil. Darauf weist der Apostel im letzten Verse hin. „Welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm untertänig machen.“ R. 21. Wenn der erwartete Helfer, der *Herr Jesus Christus*, kommt, so wird er unsern Leib der Niedrigkeit umgestalten, daß er ähnlich werde dem Leibe seiner Herrlichkeit. Das ist es, was St. Paulus hier aussagt. In die Herrlichkeit, seine Herrlichkeit, wird der *Herr* die Seinen einführen, in das ewige Heil, und zwar gerade vom Leibe sagt der Apostel das aus. Gerade auf den nichtigen Leib legen die Feinde des Kreuzes Christi das Hauptgewicht. Der Bauch ist ihr Gott, den sie hegen und pflegen, dessen Bequemlichkeit sie suchen. Und so zeigt der Apostel, daß der *Herr* selbst auch für den Leib der Seinen treulich sorgt und ihn einst verklären wird, noch viel mehr also für den viel edleren Teil, die Seele. In ewiger Herrlichkeit werden Leib und Seele sich freuen in dem lebendigen Gott. Umgestalten wird der *Herr* unsern Leib, ihm

eine andere Gestalt, eine andere Seinsweise geben. Hier ist ja unser Leib τὸ σῶμα τῆς ταπεινώσεως, der Leib unserer Niedrigkeit. Der Herr wird ihn umgestalten, wenn er wiederkommt an seinem großen Tage, daß unser Leib ähnlich, gleichförmig werde dem Leibe seiner Herrlichkeit. Von der wunderbaren Umgestaltung des Leibes unserer Niedrigkeit zur Gleichförmigkeit des Leibes seiner Herrlichkeit können wir uns hier in diesem Leben keine Vorstellung machen. Wir bekommen eine schwache Ahnung davon, wie unser Leib etwa gestaltet sein, welche Eigenschaften er haben wird, wenn wir lesen von den Erscheinungen unsers auferstandenen Heilandes. Da war ja sein Leib ein verkörperter Leib, ein σῶμα τῆς δόξης. So wird auch unser Leib beschaffen sein. Frei von allen Schwachheiten und Gebrechen, frei von Schmerzen und Krankheiten, frei von den hemmenden Schranken des Raumes und der Zeit, wird unser Leib ein geistlicher Leib sein, ein gehorames Werkzeug unserer Seele. Der Apostel Paulus hat an einer andern Stelle aus Eingebung des Heiligen Geistes uns einen Blick tun lassen in diese wunderbare Umwandlung. Er schreibt bekanntlich in seinem wunderbar herrlichen 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes also: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.“ (V. 42—44.) Wie herrlich wird es sein, wenn unser Leib auch, als ein unverweslicher, der Schwachheit und dem Verderben nicht mehr unterworfenen Leib, Gott dient und für Gott lebt! Wie getrost und freudig können wir Christen unserm Heiland nachfolgen und in einem apostolischen Leben wandeln und geduldig tragen alle Beschränkungen und Trübsale, da solche Herrlichkeit, ein solcher Gnadenlohn unser wartet.

Der Herr Christus wird unsern nichtigen Leib umgestalten. Er wird es tun und er kann es auch wirklich tun. Darauf weist der Apostel schließlich noch hin: „nach der Wirkung, damit er kann auch alle Dinge ihm untertänig machen“. Der Herr tut es κατὰ τὴν ἐνέργειαν, was Luther sehr passend mit „Wirkung“ übersetzt. Denn ἐνέργεια ist nicht schlechthin Kraft, sondern die sich im Wirken befindende Kraft, potentia in actu. Und diese Kraft, die nicht untätig in dem Herrn ruht, sondern sich wirklich in der Tat erweist, ist die höchste Kraft, die sich denken läßt, ist Allmacht. Der Herr kann vermöge dieser Wirkung auch alle Dinge sich untertänig machen. Wenn der Herr wiederkommt am Jüngsten Tage, dann kann und wird er sich alle Dinge unterwerfen, alle Dinge ohne Einschränkung. Der Herr hat ja Christo einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, so daß in seinem Namen sich beugen sollen alle Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen müssen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei. Das ganze Weltall gehorcht dann willig oder unwillig seiner Macht. An andern Stellen

drückt die Heilige Schrift die Sache so aus, daß der Vater vermöge seiner Macht alles dem Sohne zu Füßen legt. Aber das ist nicht so zu verstehen, als ob der Sohn untätig und ohnmächtig dabeistehet und warte, bis sein allmächtiger Vater ihm das All unterwirft. Was der Vater tut, das tut auch der Sohn. Auch der Sohn unterwirft alle Dinge, zuletzt auch den Tod, seiner Herrschaft. Denn wie der Vater allmächtig ist, so ist auch der Sohn allmächtig, gleicher Gott, von gleicher Kraft und Herrlichkeit mit dem Vater, mit ihm und dem Heiligen Geist, der Eine wahre Gott.

Da nun dieser allmächtige Sohn Gottes, dem einst die ganze Welt zu Füßen liegt, durch den die Welt geschaffen ist und durch den sie einst vollendet wird, uns verheißt, daß er unsern irdischen Leib umgestalten werde, gleichförmig dem Leibe seiner Herrlichkeit, daß er uns einführen will in sein Reich, daß wir mit ihm leben in Herrlichkeit, so steht nun der Grund unserer Hoffnung fest, so folgen wir nicht mehr dem Vorbild der Feinde des Kreuzes Christi, sondern sehen auf die, die also wandeln, wie wir den Apostel und apostolische Männer zum Vorbild haben, wenn auch dann unser Weg durch mancherlei Kreuz und Trübsal hindurch geht. Nicht dem Bauch wollen wir dienen, sondern diesem Lebendigen, allmächtigen Gott, der uns zur ewigen Herrlichkeit führt.

Zu seiner Nachfolge ermahnt der Apostel in diesem Texte die Christen, zur Nachfolge in der Heiligung, und stellt ihnen dabei zugleich den Wandel der falschen Christen, der Feinde des Kreuzes Christi, mit seinen verderblichen Folgen zur ernststen Warnung vor die Augen. Auf Grund dieser Epistel haben wir also unsere Gemeinden zu ermahnen zu einem Wandel im Licht des göttlichen Worts und sie zu warnen vor falschem, gottlosem Leben. Die Christen sollen ihren Glauben, ihr neues, geistliches Leben beweisen und zeigen durch einen gottseligen Wandel. Das kann natürlich auf mannigfaltige Weise geschehen, indem man bald das eine, bald das andere Moment des Textes in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt. Wir lassen hier einige Dispositionen folgen: Die Ermahnung des Apostels: „Folget mir, lieben Brüder!“ Folgen sollen wir dem Apostel, indem wir 1. uns selbst und alles weltliche Wesen verleugnen, indem wir 2. in einem himmlischen Wesen wandeln. — Was soll uns bewegen, daß wir dem Vorbild des Apostels nachfolgen? 1. Der traurige Zustand und das schreckliche Los der Feinde des Kreuzes Christi; 2. der herrliche Stand und der köstliche Gnadenlohn der Kinder Gottes. — „Folget mir, lieben Brüder!“ Denn bedenkt: 1. Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Christi und fallen dem Verderben anheim. 2. Unsere Heimat ist im Himmel, von dannen uns ein Erretter kommt. — Der breite und der schmale Weg. 1. Dort Feinde des Kreuzes Christi, hier Bürger des Himmels. 2. Dort das Ende die Verdammnis, hier die ewige Herrlichkeit. — Der irdische

und der himmlische Wandel. Wir sehen 1. auf ihre verschiedene Beschaffenheit und 2. auf ihr verschiedenes Ende. — Wie getrost wir Christen dem Vorbilde des Apostels nachfolgen und gottselig wandeln können. 1. Wohl scheint es den Feinden des Kreuzes Christi hier oft wohl zu gehen, aber ihr Weg geht doch durch Schande zum ewigen Verderben. 2. Wohl müssen die Christen bei ihrem Wandel oft viele Trübsale erdulden, aber ihr Weg geht durch Ehre zur ewigen Herrlichkeit. — Unsere Heimat ist im Himmel. Das gereicht uns 1. zur ernststen Mahnung, daß wir nicht irdisch, sondern himmlisch gesinnt sind. Das gereicht uns 2. zu reichem Trost in den mannigfachen Leiden unserer Wanderung.

G. M.

Predigt am Reformationsfest.

Mar. 16, 15. 16.

Wir feiern heute unser jährliches Reformationsfest. Reformation heißt „Wiederherstellung“. Wir gedenken daher heute des großen Gnadentwerkes Gottes, daß er vor nunmehr 389 Jahren durch sein ausgewähltes Rüstzeug, D. Martin Luther, die durch den Papst greulich verwüstete Kirche wiederhergestellt hat.

„Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden“, sagt Christus Mar. 16. Die Kirche ist nach diesen Worten die Gemeinde derer, die das Evangelium glauben; und ihre Aufgabe ist die Predigt des Evangeliums. Wesen und Bestand der Kirche ist schlechterdings vom Evangelium abhängig. Wo kein Evangelium ist, da ist auch keine Kirche; und wodurch das Evangelium geschädigt wird, eben dadurch wird auch die Kirche verwüstet.

Was ist nun das Evangelium? Es ist die frohe Botschaft von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Sobald ein Mensch durchs Gesetz zur Erkenntnis seiner Sünden gekommen ist, alsobald soll ihm gesagt werden: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben. Du kannst und du sollst nichts zu deiner Seligkeit beitragen. Christus hat alles getan. Er ist des Gesetzes Ende; wer an ihn glaubt, der ist gerecht.

Dies ist der einfache, klare Weg zum Himmel nach dem Evangelium. Diese Lehre ist der einzige Trost und die einzige Hoffnung eines armen Sünders. Wo diese Lehre durch den Glauben im Herzen wohnt, da hebt ein Christ in aller Sündennot und allem Erdenjammer immer wieder fröhlich sein Haupt empor und ruft mit dem Apostel aus: Wer will mich Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der mich gerecht macht!

Und eben diesen einzigen und höchsten Trost hatte der Papst der Christenheit genommen, er hatte ihr das Evangelium geraubt.

An die Stelle Christi, des einigen Mittlers, hatte er sich und seine Priesterschaft, an die Stelle der Lehre vom Glauben seine Werklehre gesetzt. Wer da will selig werden — so wurde das arme Volk gelehrt —, der halte sich an die Kirche, das heißt, an den Papst und seine Priester, der verrichte gewissenhaft die Werke, welche sie ihm vorschreiben, der kaufe den Ablass, faste, wallfahre oder gehe ins Kloster. Und damit ja, soviel an ihm war, kein Schäflein seinen blutgierigen Händen entrinne, so hatte der Papst das Lesen der Heiligen Schrift auf das strengste verboten.

So kam es, daß geradezu heidnischer Greuel in der Kirche gelehrt wurde, daß ein Menschenfündlein nach dem andern: der Bilderdienst, die Verehrung der Heiligen, der Meßgreuel, das Fegfeuer und was des Unrats mehr war, den verhungernnden Seelen als Speise aufgetischt wurde. Und wer es wagte, ein Wörtlein gegen diesen Greuel zu reden, dem war der Kerker und der Feuertod gewiß.

Aus diesem Jammer hat Gott seiner Kirche durch D. Martin Luther geholfen. Er hat durch ihn eine Hilfe geschafft, daß man wieder getrost lehren kann. Und als eine Hilfe aus großer Trübsal, als eine ganz wunderbare Errettung aus großen Nöten haben unsere Väter das Werk der Reformation erkannt und gepriesen. Sie sind nicht müde geworden, das Reformationswerk als die herrlichste That Gottes seit der Gründung der newtestamentlichen Kirche zu preisen.

Wie steht es damit bei uns? Ist unsere Erkenntnis hierin so lebendig, unser Dank so brünstig u. c.? Die Erfahrung zeigt leider das Gegentheil: Lauigkeit, Saththeit, Sicherheit u. c. Woher kommt dieser traurige Zustand vieler? Indem ich von allem andern, was hier eingeführt werden könnte, absehe, will ich heute nur auf eine Tatsache hinweisen, welche nicht geringe Schuld an der Gleichgültigkeit trägt, die man leider an so manchem Lutheraner unserer Zeit wahrnehmen muß. Es ist die Tatsache, daß sich in manchen Herzen der Gedanke festgesetzt hat, als sei die Papstkirche heutzutage nicht mehr das greuliche Ding, das sie ehemals gewesen ist. Dieser grundfalschen und höchst gefährlichen Ansicht gegenüber laßt mich euch zeigen:

1. Daß das Papsttum noch heute dasselbe gottlose Reich des Antichristen ist, das es ehemals gewesen ist; und
2. daß wir daher auch heute alle Ursache haben, gegen das Papsttum bis aufs Blut zu kämpfen.

1.

Das Papsttum ist heute noch dasselbe greuliche Reich des Antichristen, das es ehemals gewesen ist. Dafür hat der letzte, vor drei Jahren verstorbene Papst Leo XIII. ein reichliches und unmißverständ-

liches Zeugnis abgelegt. Dieser Papst, dem während seiner Krankheit und bei seinem Tod nicht nur viele weltliche Zeitungen, sondern auch kirchliche Blätter protestantischer Gemeinschaften Weihrauch streuten, und von dem die Sektenprediger fast durch die Bank viel Rühmentwertes zu sagen wußten, war ein ebenso schlimmer Feind Christi und seiner Kirche als irgend einer, der vor ihm auf dem vorgeblichen Stuhl Petri gesessen hat. Gerade er hat aufs neue bewiesen, daß das Papsttum bis ans Ende der Tage bleibt, was es je und je gewesen ist: das vom Teufel gestiftete Reich des Antichristen.

Den Beweis dafür liefern seine eigenen Rundschreiben, welche er als Papst nicht nur an seine Papstknechte, sondern auch an alle „Fürsten und Völker der Erde“¹⁾ ergehen ließ. Darin nennt er das gesegnete Werk der Reformation, welches nicht nur der lutherischen Christenheit, sondern auch der ganzen Welt einen unberechenbaren Reichtum an geistlichen und leiblichen Gütern und Gaben gebracht hat, einen „abscheulichen Kampf gegen die göttliche Oberherrschaft der Kirche“ und sagt, durch die Reformation sei das „schöne Werk“, welches die römische Kirche „durch die Arbeit früherer Jahrhunderte erzielt hatte“, zerstört worden. Mit diesen Worten bekennt sich Leo XIII. und mit ihm die ganze Papstkirche zu allem Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wie er im 15. und 16. Jahrhundert handgreiflich vor Augen lag; ja, er preist diesen Greuel als ein „schönes Werk“, welches durch den Fleiß früherer Päpste errungen worden sei.

Die Lehre des Evangeliums von der Seligkeit allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, welche seit Worms und Augsburg wieder in hellen Posaumentönen durch die Sünderwelt schallt, nennt Leo XIII. ein „schlimmes Gift“ und eine „verabscheuungswürdige Pest“. Was also dein und mein einziger Trost ist, wenn des Todes Schrecken uns ergreifen, das ist ihm ein „Gift“ und eine „Pest“.

Der verstorbene Papst behauptet ferner, daß niemand selig werde, er habe denn den Glauben der römischen Kirche angenommen und sei ein „Mitglied jener herrlichsten und heiligsten Gesellschaft, über welche unter dem unsichtbaren Haupt Christus Jesus dem römischen Papste kraft seines Amtes die oberste Regierungsgewalt zusteht“. Damit sind also alle verdammt, die sich nicht unter das Papstjoch beugen, sind alle verdammt, die ihre Hoffnung nicht auf den Papst und seinen Haufen, sondern auf Christum und seine Gnade setzen, sind alle verdammt, die das Wort ihres Heilandes glauben: „Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seid alle Brüder.“

Leo XIII. sagt ferner, daß alle Eheleute, die nicht von einem römischen Priester getraut worden sind, „in verbrecherischer Weise zusammenwohnen“. Damit erklärt er also uns alle samt seinen protestantischen Lobrednern für Hurer und Hurenkinder. Schauerlich! Aber

1) Alle Zitate sind aus Gräbners „Protestantischer Nachruf“ genommen.

noch schauerlicher ist es, daß ein Volk einen Menschen, der ihm solche Schändlichkeiten ins Gesicht wirft, als einen „guten, frommen Vater“ preist, wie es selbst von dem obersten Beamten unsers Landes geschehen ist.

Leo XIII. verwirft ferner in seinen Rundschreiben die Religionsfreiheit und die Freiheit des Gewissens. Er will die Preß- und Redefreiheit aus dem Staat verbannt wissen. Er fordert alle Katholiken auf, sich an der Politik zu beteiligen und mit aller Macht dahin zu wirken, daß der römischen Kirche alleinige Berechtigung im Staat zuerkannt werde. Kurz, alle römischen Kirchenglieder sollen mit allem Fleiß danach trachten, daß das Papsttum an Gewalt und Macht wieder die Stellung einnehme, die es vor der Reformation hatte, als der Papst nach Gefallen Könige ein- und absetzte, die ganze Christenheit an seinem Narrenseil führte und alle Welt zwang, seine Kasse zu füllen.

Es ließe sich noch viel anführen, wenn es die Zeit gestattete. Das Gesagte ist aber auch hinreichend zum Beweise dafür, daß das Papsttum noch heute dasselbe greuliche Ding ist, das es je und je gewesen ist. Der antichristliche Wolf ist in keinem Stück anders oder frömmere geworden; es fehlt ihm nur durch Gottes Gnade da und dort die Macht, seiner Mordgier nach aller Lust seines Herzens zu frönen.

2.

Da nun das Papsttum dasselbe geblieben ist, so folgt zweitens, daß wir noch heute alle Ursache haben, gegen dasselbe bis aufs Blut zu kämpfen.

Niemand erkennt das Papsttum, den eigentlichen Greuel desselben, recht, der es nicht aus Gottes Wort erkannt hat. Der eigentliche Greuel desselben besteht in seiner Werklehre. Aus dieser falschen Lehre, daß der Mensch sich durch seine eigenen Werke zur Gnade bereiten und sich die Seligkeit verdienen könne, kommt als aus seiner letzten Quelle der ganze Unrat der Papstkirche. Wer das noch nicht erkannt hat, der hat auch die Papstkirche noch nicht recht erkannt. Wem diese Werklehre noch nicht der allergrößte und gotteslästerlichste Greuel ist, den es überhaupt geben kann, der hat auch noch keinen rechten Abscheu vor der Papstkirche und vor allem, was sich an Greuel in ihr findet.

Das sehen wir so recht deutlich an den verschiedenen reformierten Sektenkirchen. Sie eifern ja wohl auch gelegentlich in Predigten und Zeitschriften gegen das Papsttum, bilden wohl gar, wie es vor etlichen Jahren geschah, eine politische Partei gegen dasselbe; aber trotz alledem arbeiten diese Sekten mit ihrer etwas feiner aussehenden Werk- und Tugendlehre nicht nur dem Papsttum in die Hände, sondern oft genug ergehen sie sich in Lobreden auf dasselbe, reden von der römischen Kirche als von einer Schwesterkirche und fühlen sich hoch geehrt, wenn einmal eine hochgestellte Papstcreatur sich herbeiläßt, ihnen einige Schmeicheleien hinzuworfen.

Woher kommt das? Ei, daher, weil sie den eigentlichen Greuel des Papsttums nicht erkennen. Ihnen ist wohl diese und jene Ceremonie, die Priesterherrschaft u. dgl. m. verhaßt, aber weil sie dabei selbst in der Werklehre bis über die Ohren stecken, so fühlen sie sich im Grunde mit der Papstkirche einig. Daher kommen ihre Lobreden auf die römischen Wohlthätigkeitsanstalten, auf die äußerliche Einigkeit der römischen Kirche, auf die aufopfernde Liebestätigkeit römischer Orden u. a. m.

Und so ergeht es jedem, der noch nicht mit einem innerlichen, vom Heiligen Geist gewirkten Abscheu gegen alle Werklehre erfüllt ist. Er mag dann wohl über diese und jene Ceremonie, über diesen und jenen abergläubischen Betrug der Papstkirche lachen, mag sich darüber ereifern, daß sie die Leute in der Dummheit zu erhalten suche und ihre Dummheit ausbeute, um sich zu bereichern; aber trotz alledem wird er immer wieder von ihrem äußerlichen Glanz, ihrer Frommtuerei und ihrem scheinbaren Eifer um das Wohl der Menschheit bestochen werden, wird immer wieder bald dieses, bald jenes an ihr zu rühmen finden und sich schließlich mit dem einen großen Glaubensartikel aller Unionisten trösten: Es kommt nichts darauf an, was jemand glaubt, wenn er nur nach dem Licht, das ihm gegeben ist, so viel Gutes tut, wie er kann. Und wer diesen Grundsatz angenommen hat, der ist in seinem Herzen ein Papist, er heiße, wie er wolle.

Darum, teure Glaubensbrüder und =Schwestern allesamt, wollt ihr eurer Seele recht wahrnehmen und rechte lutherische Christen sein und bleiben, dann müht ihr von Grund eures Herzens alle Lehre hassen, welche dem Artikel von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum zuwiderläuft. Dann ist und bleibt euch das Papsttum ein Greuel aller Greuel, und ihr dankt dann Gott mit jedem Atemzug für das gesegnete Werk der Reformation. Dann werdet ihr euch durch keinen äußerlichen Schein der Papstkirche blenden lassen, sondern sie mit den Waffen des Geistes bis aufs Blut bekämpfen. Dann werdet ihr nicht müde werden, nicht nur selbst die reine Predigt des Evangeliums zu hören, sondern auch mit allem Fleiß auszubreiten, damit aller Papisterei innerhalb und außerhalb der Papstkirche recht großer Abbruch getan werde.

Und je weniger von den reformierten Sekten der eigentliche Greuel des Papsttums erkannt wird, desto mehr liegt es uns Lutheranern ob, gegen die Papstkirche zu zeugen und im rechten Kampf gegen sie immer größeren Eifer zu beweisen. Gott mache uns alle zu solchem Kampf geschickt und stärke und erhalte uns in demselben bis an unser Ende! Amen.

H. Spd.

Dispositionen über die Sonn- und Festtagsepisteln.

Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis.

Eph. 4, 1—6.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Vereine. Das Ziel, welches zahllose Logen und anderlei Verbindungen anstreben, ist die Verbrüderung der ganzen Welt. Und nicht nur suchen die genannten Vereine, sondern auch die verschiedenen Sektenkirchen dies Ziel zu erreichen. „Lange genug“ — so predigt und schreibt man in die Welt hinein — „war die Kirche in Parteien gespalten; lange genug hat man sich um allerlei Punkte der Lehre gestritten u.: jetzt laßt uns allen Hader vergessen und uns gegenseitig über alle Unterschiede hinweg die Bruderhand reichen.“ Und mit dem, was diese Leute sagen, ist's ihnen wirklich ein Ernst. Sie sind wirklich emsig an der Arbeit, eine große Unionskirche aufzurichten, in welcher selbst dem Papst, wenn er nur halbwegs manierlich ist, Sitz und Stimme nicht verweigert werden soll. — Auch wir Lutheraner werden fort und fort zu dieser Union eingeladen. Ist's recht, daß wir uns weigern? Können wir es am jüngsten Tag beantworten, wenn wir gegen eine solche Union gezeugt und gearbeitet haben? — Diese Fragen finden ihre Beantwortung, wenn u.

Von der rechten Einigkeit aller wahren Christen.

1. Daß die Einigkeit aller wahren Christen Gottes ernstlicher Wille sei.

a. Die Christen werden ermahnt, allen Fleiß daranzuwenden, die Einigkeit zu bewahren, R. 3.

b. Eben dazu ist Christus gekommen, daß er in der feindseligen, zerrissenen Welt ein Reich des Friedens anrichte. (Eph. 2, 14—18; Jes. 11, 6 ff.)

c. Um die Einigkeit der Seinen fleht Christus in seinem hohenpriesterlichen Gebet. (Joh. 17, 11. 21—23.)

d. Die rechte Einigkeit nennt Christus ein Kennzeichen seiner Jünger. (Joh. 13, 35.)

Hieraus geht unwidersprechlich hervor, daß gerade in der Kirche herzliche Eintracht, Einigkeit und Liebe herrschen soll. Christen sollen wie die Glieder eines Leibes untereinander sein; sollen ein Werk führen und einem Ziele entgegengehen. Wehe darum jedem, der diese Einigkeit mutwillig und beharrlich stört!

Verurteilen wir Lutheraner nicht damit uns selbst? Die Antwort ergibt sich aus dem zweiten Teil.

2. Worin nach Gottes Willen die rechte Einigkeit bestehen müsse.

a. Es ist eine wunderliche Einigkeit, zu welcher die Sekten uns einladen. Gerade das, was allein die Herzen einigen kann, die eine reine Lehre, ist dabei ausgeschieden. Keiner soll sagen dürfen: Ich

weiß, daß meine Lehre die wahre iſt, weil ſie Gottes Wort iſt, und daß alle andern Lehren falſch ſind. Sie verlangen von uns, daß wir unſere theuren Glaubensbekenntniſſe für menſchliche Anſichten und Meinungen erklären, auf die, ob ſie nun wahr oder falſch ſind, durchaus nichts ankomme.

b. Welcher Art iſt nun die Einigkeit, welche Gott ſo ernſtlich will? Antwort: B. 3—6. Die wahre Einigkeit iſt demnach eine Einigkeit der Herzen in demſelben theuren Glauben, eine Einigkeit, wie ſie unter den Gliedern eines Leibes beſteht, die ja nicht zuſammengenagelt oder =geleimt ſind, ſondern miteinander verwachſen ſind; die von einem Blut durchſtrömt, von einer Seele belebt, von einem Geiſt regiert werden. Die rechte Einigkeit iſt eine Einigkeit in der Wahrheit, nicht in der Gleichgültigkeit, im Zweifel und Unglauben.

c. Wenn wir daher von jener Einigkeit nichts wiſſen wollen, ſo handeln wir dem Willen Gottes gemäß. (Matth. 7, 15; Joh. 8, 31; 1 Kor. 5, 6; Gal. 1, 8, 9; 2 Joh. 10; Hebr. 10, 23.)

3. Wie ſich die rechte Einigkeit nach außen hin erweiſen ſoll.

a. Die rechte Einigkeit ſoll ſich erweiſen durch einen Wandel, wie er B. 2 und 3 beſchrieben wird. In einem ſolchen Wandel beſteht nicht die Einigkeit im Geiſt, aber er iſt eine notwendige Frucht deſſelben. Durch das Gegentheil von Demut u. wird die Einigkeit im Geiſt getrieben, ja, wohl gar gänzlich vernichtet. Eine ſcheinbare Rechtgläubigkeit ohne jene Früchte iſt wirklich eine „tote Orthodoxie“.

b. Laßt uns daher nicht nur alle falſche Einigkeit von Grund unſers Herzens haſſen, ſondern auch der wahren Einigkeit mit allem Fleiß nachjagen und kein Opfer zu groß achten, damit ſie in unſerer Gemeinde und Synode erhalten werde. G. Spd.

Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis.

1 Kor. 1, 4—9.

Gläubige Chriſten ſind glückſelige Leute. Sie haben wahrlich Urſache, Gott immer wieder zu danken. Gott hat ſie aus Gnaden reich gemacht in Chriſto Jeſu an herrlichen himmliſchen Gütern durch das Evangelium von Chriſto, an Lehre und Erkenntnis. Er hat ihnen aber auch eine überaus köſtliche und gewiſſe Hoffnung gegeben, die ſie aufrichten ſoll in allen Leiden dieſer Zeit. Auf die Chriſtenhoffnung weiſt uns auch unſer Text hin.

Unſere Chriſtenhoffnung.

1. Sie iſt eine Hoffnung auf unausſprechliche Herrlichkeit.

Der Apoſtel weiſt uns auf dieſe Hoffnung hin B. 7. Das iſt unſere Hoffnung: die Offenbarung unſers Herrn Jeſu Chriſti.

a. Wir warten auf die Offenbarung des Herrn Jeſu Chriſti. Es wird kommen der Tag Jeſu Chriſti, B. 8, da wird Chriſtus ſichtbar

auf Erden erscheinen, nicht, wie einst, in Armut und Niedrigkeit, sondern als der Herr, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Wohl ist Christus schon jetzt der Herr, aber er hält seine Herrschaft noch vielfach verborgen, er läßt sich verfolgen in seinen Gliedern. Hier haben die Christen noch manche Leiden und Trübsale zu erdulden. An jenem Tage wird er es offenbar machen, daß er der Herr ist. Die ganze Welt muß ihn als den Herrn anerkennen und vor ihm die Kniee beugen.

b. Wir warten auf die Offenbarung u n s e r s Herrn Jesu Christi. Der Herr Christus kommt als u n s e r Herr. Wir sind ja durch Gottes Gnade berufen zu seiner Gemeinschaft. B. 9. Gott hat uns durchs Wort zum Glauben an Christum gebracht, und so sind wir in seinem Reich; er ist unser Gnadenkönig. Als solcher Herr erscheint er uns. Den Gottlosen und Ungläubigen ist seine Offenbarung furchtbar. Ihnen erscheint er als der gerechte Richter, ihnen den Lohn zu geben für ihre bösen Werke. Den gläubigen Christen offenbart er sich als ihr Gnadenkönig, als ihr Herr, in dessen Gemeinschaft sie sind. Er will sie erlösen aus allem Weh und Jammer, aus aller Anfechtung und Versuchung. Er führt sie in sein Reich der Herrlichkeit, daß sie seine Herrlichkeit sehen, an seiner Herrlichkeit theilhaben im Himmel. Wenn er kommt mit den Schrecken seines Gerichts, so können sie getrost ihre Häupter aufheben, darum daß sich ihre Erlösung naht. Auf unaussprechliche Herrlichkeit hoffen wir.

c. Darauf warten wir. Es ist ein geduldiges, beharrliches Warten, von dem der Apostel redet. Die Zeit will den Christen oft lang werden. Der Herr scheint seine Verheißung zu verziehen. Und darüber müssen sie den Spott der Welt erdulden. Aber der Herr, der diese Verheißung gegeben hat, ist der wahrhaftige Gott. Er wird gewißlich zur rechten Zeit erscheinen. An seiner Wahrhaftigkeit ist nicht zu zweifeln. Aber werden wir denn auch das Ziel erreichen? Werden wir dem Herrn treu bleiben bis ans Ende? Auch diese Hoffnung haben wir.

2. Sie ist eine Hoffnung, die nicht zu schanden werden läßt.

Wir gründen uns mit unserer Hoffnung, daß wir am Jüngsten Tage als die Untertanen Christi erfunden werden und mit ihm eingehen zu seiner Herrlichkeit, nicht auf uns, auf unsere Beständigkeit und Treue. Dann wäre unsere Hoffnung vergeblich. Wir gründen uns auf Gottes Gnade und Treue.

a. Gott hat in Gnaden die Predigt von Christo in unsern Herzen kräftig gemacht, B. 6, und hat uns so berufen zur Gemeinschaft seines Sohnes, B. 9. Durchs Evangelium hat er uns zum Glauben gebracht und uns geschmückt und geziert mit herrlichen geistlichen Gaben, B. 5, so daß wir nun keinen Mangel haben an irgend einer Gabe, die uns zum Seligwerden nötig ist. So hat Gott die Mittel uns an die Hand gegeben, daß wir ihm treu bleiben. Aber noch mehr.

b. Gott ist treu. B. 9. Er hat uns berufen. Er will und wird dieses Werk auch hinausführen. Er selbst will uns festhalten im Glauben, und zwar nicht nur eine Zeitlang, sondern bis ans Ende, daß wir an jenem Tag unschuldig erfunden werden. B. 8. Halten wir uns an Gottes Gnade und Treue, so wird unsere Hoffnung nicht zu schanden. (Vgl. die Predigtstudie Mag. 27, 289 ff.) G. M.

Neunzehnter Sonntag nach Trinitatis.

Ep h. 4, 22—28.

Wie wir der Schuld der Sünde los werden, lehrt das heutige Sonntagsevangelium. Durch sein Wort teilt Christus Vergebung der Sünden aus, und der Glaube faßt diesen Schatz. Das ist die Rechtfertigung des Sünders. Wo diese geschehen ist, da muß dann aber auch die Herrschaft der Sünde zerbrochen werden. Auf die Rechtfertigung folgt die Heiligung. Dazu mahnt die Epistel. (Vgl. den Zusammenhang B. 17—21.) Wenn hier der Apostel zuerst im allgemeinen zur Heiligung ermahnt und dann vor etlichen sonderlich im Schwange gehenden Sünden warnt, so treffen wir seinen Sinn, wenn wir sein Wort vom Stehlen allgemein fassen und sagen:

Wer gesündigt hat, der sündige nicht mehr!

Dabei fragen wir:

1. Wem ist das gesagt?

a. Nicht allen Menschen. Zwar haben alle gesündigt, wider alle Gebote Gottes, aber a. nicht alle erkennen sich als Sünder; b. die ihre Sünde erkennen, können sie nicht aus eigener Kraft lassen. Wenn der alte Mensch der Christen sich verdirbt, immer böser wird, wie sollte der natürliche Mensch aus sich selbst fromm werden?

b. Es ist eine Mahnung an Christen. a. Deren Sündenkenntnis ist nicht eine bloße Kopferkenntnis, sondern herzliche Betrübnis. b. Der Glaube, durch den sie Christen geworden sind, hat die Frucht, daß sie nicht mehr wandeln im vorigen Wesen (B. 17. 20), sondern in rechtfassener Gerechtigkeit und Heiligkeit, B. 24.

c. Den Christen muß das immer wieder gesagt werden. a. Nach dem neuen Menschen tun sie zwar nicht mehr Sünde. (1 Joh. 3, 9.) b. Aber das Fleisch, das sie noch an sich haben, will lügen, zürnen, stehen, faul Geschwätz führen, in Bitterkeit und anderer Bosheit leben und sucht diesen seinen bösen Willen durchzusetzen. Darum muß den Christen gesagt werden: Wer gesündigt hat, der 2c.

2. Was ist damit gesagt?

a. Mit dieser Mahnung ist nicht eine äußerliche Besserung des Lebens gefordert, die freilich vor den Leuten einen glänzenden Schein hat, aber im Grunde nichts als Heuchelei ist und zur alten Sünde neue hinzufügt. In Christo Jesu ist ein rechtschaffen, wahrhaftiges Wesen, B. 21, ein wirkliches Ablegen des alten Menschen mit seinen Lüften und

Begierden und ein Anziehen des neuen Menschen, in welchem Gottes Ebenbild sich spiegelt.

b. Wie diese Mahnung nicht bloß auf einzelne Sündenwerke, sondern auf alles sündige Wesen geht, so auch nicht bloß auf die Begehungs-, sondern ebensowohl auf die Unterlassungssünden. Der Christ soll auch das Gute tun. Er schaffe etwas Gutes, auf daß er habe, zu geben dem Dürftigen; er rede die Wahrheit; er versöhne sich alsbald; er rede, was nützlich ist zur Besserung 2c.

c. Das alles ist in der Wiedergeburt angefangen, aber nicht vollendet; es geht durchs ganze Leben fort in täglicher Reue und Buße unter stetem, ernstem Kampf. Die Erkenntnis, daß er wider seinen Willen täglich sündigt, demütigt den Christen fort und fort und treibt ihn zu dem Wort, das ihm Vergebung anbietet und Kraft verleiht zur Überwindung der Versuchungen seines Fleisches. E. A. W.

Zwanzigster Sonntag nach Trinitatis.

Ep h. 5, 15—21.

Wenn ein Pastor in unsern Tagen in aller Treue nicht bloß das Evangelium predigt, sondern auch auf den Wandel der Christen achtet, und nicht bloß die in der Welt herrschenden und die in der Gemeinde vorgefallenen Sünden straft, sondern auch seine Gemeinde warnt, doch ja nicht mit der Welt zu laufen und ihre sündlichen Vergnügungen nicht mitzumachen und nicht nachzuahmen; wenn er von solchen Dingen abrät, die zwar an und für sich nicht sündlich sind, aber doch meistens zur Sünde leiten, so hört man wohl den Ausspruch: „Unser Pastor ist zu genau, andere Pastoren sagen dazu nichts.“ Doch solange ein Pastor bei Gottes Wort bleibt und nichts hinzu- noch davontut, so ist er nicht zu genau, sondern tut nur, was Gott von ihm will, und folgt dem Beispiel des Apostels. (1 Kor. 6, 8—11. 12.) Und wie ernstlich ermahnt der Apostel in unserm Text seine Christen, doch ja genau zu sein in ihrem Wandel. Er sagt: „Sehet zu“, das ist, habt acht, seid nicht leichtfertig, „wie ihr vorsichtiglich wandelt“, das ist, wie ihr genau, korrekt wandelt. Nehmt es genau in allen Stücken! Und dann greift der Apostel ins Leben hinein und hält ihnen verschiedene Dinge vor. So warnt er sie B. 18 vor der Sünde des Saufens und B. 19 ermahnt er sie, daß sie statt dessen dem Herrn in ihrem Hause dienen sollten. Ihr werdet ja nun nicht denken, daß ich zu genau, zu ängstlich bin, wenn ich die letzte Ermahnung des Apostels als eine sehr zeitgemäße herausnehme und euch heute besonders ans Herz lege:

Wie Paulus seine Christen ermahnt, Hausgottesdienste zu halten.

Er zeigt ihnen,

1. daß sie Hausgottesdienste halten sollen;

a. Was ist ein Hausgottesdienst? Das Wort selbst sagt es: ein geordneter Gottesdienst im Hause, in der Familie. Er wird Haus-

gottesdienst genannt im Gegensatz zu dem öffentlichen Gottesdienst in der Kirche.

b. Gewiß ist manchem noch lebhaft im Gedächtnis, wie in seiner Kindheit, wenn am Abend jung und alt zusammen war, der Vater die Bibel vom Gesimse nahm und ein Kapitel las, und wie dann alle im gläubigen Gebet die Hände falteten und Gott um seinen Schutz anriefen. Solche Hausandachten sind leider immer mehr abhanden gekommen, und ich fürchte, daß dies auch von vielen unter uns gesagt werden muß. Freilich unser Fleisch sucht sich auf alle mögliche Weise zu entschuldigen: Morgens steht man so spät auf, daß man eilen muß, um zur Werkstatt zu kommen, und abends ist man zu müde zc. Wie viele sind unter euch, die täglich Hausandacht halten? Paulus mag ähnliche Erfahrungen gemacht haben, oder er ist doch besorgt, daß seine Christen, vom Zeitgeist beeinflusst, bei ihren Zusammenkünften oder ihrem Beisammensein nach Weise der Weltkinder, R. 18, leben würden, anstatt dem Herrn zu dienen. So ermahnt er sie und zeigt ihnen

c. R. 19, daß es Gottes Wille sei, Hausandachten zu halten. Er zeigt ihnen, daß Christen, wenn sie zusammenkommen oder im Familienkreis zusammen sind, sich nicht voll Weins saufen, sondern Gottes Wort betrachten und dem Herrn Loblieder singen sollen. (Vgl. Mag. 26, 298 ff.) Dasselbe bezeugt der Apostel Kol. 3, 16. Auch sagt Gott 5 Mos. 6, 6. 7 ausdrücklich, daß die Eltern auch im Hause mit ihren Kindern Gottes Wort betrachten sollen.

d. Das haben denn auch die Kinder Gottes zu allen Zeiten getan: Abraham (1 Mos. 12, 8. Luther, St. L. Ausg. I, 781); Josua (Jos. 24, 15); David (Ps. 119, 164); Daniel (Dan. 6, 10). So sehen wir, daß es Gottes Wille ist, daß wir Hausgottesdienst halten sollen.

2. wie sie etwa ihren Hausgottesdienst einrichten sollen.

a. Fragen wir uns, woraus der Hausgottesdienst bestehen soll, so gibt uns der Apostel darauf eine Antwort. Er sagt: „Redet untereinander von Psalmen.“ Das Wort Gottes soll also bei der Andacht die Hauptsache sein. Es soll gelesen, betrachtet und besprochen werden. „Lobgesängen und geistlichen Liedern.“ Es können also auch rechtgläubige Lieder oder Erbauungsbücher oder Gebethbücher gelesen und betrachtet werden. „Singet und spielet dem Herrn in eurem Herzen.“ Es können auch Choräle und Liederverse gesungen und gespielt werden.

b. In welcher Ordnung soll der Hausgottesdienst gehalten werden? Hierüber sagt uns Gottes Wort nichts. So bestehen denn auch ganz verschiedene Ordnungen unter den Christen. In einer Familie ist morgens und abends gemeinschaftliche Andacht, in einer andern nur morgens, in einer andern: nur abends. In einer Familie liest man die Schrift, darauf spricht man ein Gebet, worauf das Singen eines Chorals folgt; in einer andern spricht man morgens ein Gebet und singt einen Liedervers und abends liest man aus einem Erbauungsbuch; wieder in einer andern redet man miteinander über eine Lehre der Schrift zc.

So steht die Ordnung des Hausgottesdienstes ganz in der christlichen Freiheit.

c. Wer soll am Hausgottesdienst teilnehmen? Paulus redet R. 19 zu allen Christen. Alle Glieder der Familie, Eltern, Kinder und Gesinde (Luk. 12, 42), sollen womöglich daran teilnehmen.

d. Die Leitung des Hausgottesdienstes liegt zunächst in der Hand des Vaters als des Hauspriesters. (Jes. 61, 6.) In Abwesenheit des Vaters aber tritt die Mutter an dessen Stelle, denn Eph. 6, 4 ist den „Eltern“ die Erziehung der Kinder geboten.

Wohlan denn, ihr, die ihr bisher in diesem Stück träge waret, faßt heute den ernstesten Entschluß: Es soll mit Gottes Hilfe besser werden! Und ihr, die ihr bisher auch in diesem Stück treu waret, werdet nicht müde, eurem Gott zu dienen! Gott wird auch dieses euch aus Gnaden lohnen.

W. C. R.

Dispositionen über ausgewählte biblische Geschichten aus dem Alten Testament.

77.

4 Mos. 11, 4—10. 18—20. 30—35.

Von dem Murren des Volkes zu Tabeera haben wir das letzte Mal gehört, und das hat uns erinnert an eine Sünde, die leider im Volke Gottes so vielfach vorkommt, daß man murt gegen Gottes wunderbare Führungen, wenn er in die Wüste der Trübsal einmal hineinführt. Heute hören wir von einer andern Versündigung Israels gegen den Herrn. Es war des Mannas überdrüssig geworden und sehnte sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Und auch diese Versündigung wird uns Christen, dem Volke Gottes des Neuen Testaments, zur ernstesten Warnung vorgehalten. Diese neue Sünde Israels ist ein Spiegelbild für unsere Zeit, für die Kirche unserer Tage. So wollen auch wir uns durch Israels tiefen Fall warnen lassen und in solcher Gesinnung diese Geschichte betrachten.

Israel sehnt sich nach den Fleischtöpfen Ägyptens.

1. Der Herr hatte für den Unterhalt seines Volkes treulich gesorgt durch das Manna.

a. Es war kurze Zeit nach dem Murren des Volkes zu Tabeera. Das Volk lagerte noch an derselben Stelle. Bald hatte es das Strafgericht Gottes vergessen, das auf jene Sünde gefolgt war. Angestachelt durch allerlei Böbelvolk, das mit aus Ägypten gezogen war, weinten die Kinder Israel und sehnten sich nach den reichen, mannigfaltigen Speisen, die sie in Ägypten genossen hatten. R. 4. 5. Dieses Murren des Volks kam nicht aus Not. Es hatte reichlich zu essen in der Wüste. Gott hatte für sein Volk reichlich gesorgt. Er hatte ihm das Himmelsbrot, das Manna, gegeben. Und dieses Manna war eine köstliche

Speise. Es hatte einen angenehmen Geschmack und konnte auch auf verschiedene Weise zubereitet werden, so daß es an Mannigfaltigkeit nicht fehlte. B. 7—9. So hätte Israel wahrlich zufrieden sein und seinem Gott danken sollen für seine großen Wohlthaten.

b. Das Volk Gottes im Neuen Testament ist auch auf einer Wanderung begriffen durch die Wüste dieser Welt nach dem himmlischen Kanaan. Auf dieser Reise hat Gott sein Volk treulich versorgt. Er hat ihm Manna, Brot vom Himmel, sein teures Wort und Evangelium, gegeben. Das ist eine überaus köstliche Speise. In dieser wird uns alles gegeben, was unsere Seele nötig hat auf unserer Wanderung. In dem Wort wird uns ja Christus gegeben, der das rechte Brot des Lebens ist. In ihm haben wir Vergebung der Sünden, Frieden mit Gott, Kraft und Stärke zur Erhaltung im Glauben und zum Kampf gegen unsere mächtigen Feinde. Dieses Himmelsbrot ist süßer denn Honig und Honigseim. Welch herrliche Freude, welch hohe Genüsse gibt es der Seele, Trost in allem Weh und Leid, Freude in dem Heiligen Geist, die Freude in dem Herrn und an all den reichen Gütern seines Hauses. Wahrlich, der Herr hat uns Christen reichlich gesegnet, und sein Wort sollte allezeit unsers Herzens Freude sein, daran wir fleißig unsere Seele sättigen.

2. Aber Israel wurde bald dieses Mannas überdrüssig und sehnte sich nach der Kost Ägyptens.

a. Wie verächtlich redet das Volk von dem Manna! B. 6. Es ekelte sie dieser Speise. Sie zürnten wider den Herrn, daß er ihnen nichts anderes zu essen gebe. Sie wollten Fleisch und Fische haben, wie in Ägypten, und sehnten sich nach erfrischendem Gemüse. Sie gedachten nicht mehr der schmachvollen Knechtschaft, aus der sie befreit waren, nicht mehr der herrlichen Freiheit, der sie entgegengogen. Die großen Taten Gottes waren vergessen. Sie sehnten sich nur nach den geringen verächtlichen Genüssen Ägyptens. B. 4. 5.

b. Es geht leider häufig ähnlich bei dem Volke Gottes im Neuen Testament, bei den Christen. Gott hat uns das rechte Manna, sein Wort, als die rechte Speise unserer Seelen, gegeben. Aber wie leicht werden auch Christen dieser Speise überdrüssig! Sie mögen Gottes Wort nicht mehr hören. Sie meinen wohl, sie hätten es längst ausgelernt. Es verdrießt sie, immer wieder dasselbe zu hören, das alte Evangelium vom alleinigen Heil in Christo. Sie wollen etwas Neues hören. Es reizt und lockt sie wieder die Weisheit der Welt mit ihrem mannigfachen Reiz und schillernden Schein. Und das kommt zum großen Teil daher, weil so manche Christen der Freuden satt werden, die Gottes Wort ihnen bietet, und Verlangen tragen nach den Freuden und Lüsten dieser Welt, welche dem Fleisch gefallen und das Fleisch kitzeln. Hüten wir uns vor dieser Satttheit, diesem Überdruß an der Himmelspeise, an Gottes Wort! Diese Sünde zieht ernste Folgen nach sich.

3. Um solches Undanks willen hat der Herr sein Volk schwer gestraft.

a. Als das undankbare Volk murrte über das Manna, da ergrimte der Zorn des HErrn. V. 10. Wohl stillte der HErr das Verlangen der Israeliten. Er gab ihnen Fleisch einen Monat lang, V. 18—20. 31. 32; aber nicht in Gnaden hatte der HErr diese Bitte gewährt, sondern im Zorn. An dem Fleisch aßen viele der Kinder Israel sich den Tod. V. 33. 34. So wurde Israel um seiner Lüsterheit willen schwer gestraft.

b. Sehen auch wir uns wohl vor! Wenn wir Gottes Wort verachten und nicht hören wollen und nach den neuen Lehren menschlicher Vernunft und Weisheit trachten und uns also schändlich undankbar erweisen gegen unsern treuen Heiland, dann wird Gott endlich in seinem Zorn dieses Manna uns nehmen, sein reines Wort, und es zulassen, daß menschliche Weisheit und menschliche Träume uns gepredigt werden. So ist es schon in vielen Ländern geschehen, die einst Gottes reines Wort hatten, so kann und wird es auch bei uns geschehen, wenn wir Gottes Wort nicht hören wollen. Und das ist etwas Schreckliches, wenn in der Kirche Menschenweisheit als Seelenspeise dargereicht wird. Dann essen die Seelen sich den Tod, den geistlichen und ewigen Tod. Gott bewahre unsere Synode und Gemeinde vor solchen Strafgerichten und erhalte uns sein Wort! Er gebe, daß wir diese Speise lieb behalten, sein Wort heilig halten, gerne hören und lernen.

78.

4 Mos. 11, 11—17. 24—29.

In die Erzählung der Begebenheit, welche wir das letzte Mal betrachtet haben, findet sich noch eine andere Geschichte eingeflochten, aus welcher wir auch heilsame Lehre schöpfen können. Als das Volk über das Manna murrte und nach Fleisch verlangte, klagte Moses seine Not dem HErrn in einem brünstigen Gebet. V. 11—15. Besonders klagte Moses, daß es ihm zu schwer werde, das Volk allein zu ertragen, allein die Last auf sich zu nehmen, die das Volk mit seinem Murren und Undank ihm bereitete. Gott erhörte das Schreien seines treuen Knechtes und gab ihm siebenzig Älteste zur Seite. In unsern Gemeinden finden wir eine ähnliche Einrichtung. Es will gewöhnlich einem Manne, dem Pastor, zu schwer werden, die ganze Last der Gemeinde allein zu tragen, und so stellen die Gemeinden gewöhnlich je nach ihrer Größe mehr oder weniger Männer ihm zur Seite, die in seinem Amt ihm helfen sollen. Wir nennen sie Älteste oder Vorsteher. Unser Text gibt uns Gelegenheit, einmal insonderheit von diesem Amte zu reden. Es dürfte sich das auch als nötig und nützlich erweisen.

Das Vorsteheramt in der Gemeinde.

Wir hören,

1. was für Männer die Gemeinde zu diesem Amt erwählen soll.

a. Darüber klagte Moses besonders, daß er die ganze Last des Volkes vor Gott allein tragen müsse. Das wollte ihm zu schwer werden. Wohl waren schon früher (2 Mos. 18) dem Moses Richter zur Seite gestellt, aber sie waren eben nur zu Richtern bestellt, sie nahmen Moses keine Last ab, wenn es galt, das Murren des Volkes wider Gott und seinen Gesalbten zu stillen und es auf Gottes Wegen zu erhalten. Gott gewährte dem Moses diese Bitte und gab ihm den Auftrag, siebenzig Männer als seine Gehilfen sich auszuwählen. B. 16. — Es ist gewiß gut und heilsam, wenn eine Gemeinde das Vorsteheramt in ihrer Mitte aufrichtet und so ihrem Pastor Gehilfen zur Seite stellt. So haben es ja auch schon die ersten christlichen Gemeinden getan. (Apost. 6, 1—6; Phil. 1, 1.) Paulus gibt auch für diese Männer allerlei Vorschriften. (1 Tim. 3, 8—10.)

b. Aber es ist keineswegs einerlei, sondern sehr wichtig, was für Männer die Gemeinde zu diesem Amt erwählt. Es ist eben ein sehr verantwortungsvolles Amt. a. Gott gab dem Moses den Auftrag, die siebenzig Männer aus den Ältesten Israels zu wählen. Eine Gemeinde wird der Regel nach gut tun, wenn sie ältere Männer zu diesem Amte wählt, die schon eine größere Erfahrung in Gemeindefachen haben. b. Amtleute sollten sie sein, das heißt, Männer, die schon beim Volk in Ansehen und Achtung standen und diese nicht erst mühsam erwerben mußten. So tut eine Gemeinde gut, wenn sie für dieses Amt solche Männer erwählt, die bei der Gemeinde in Achtung und Ansehen stehen, die schon bewiesen haben, daß sie die nötigen natürlichen Eigenschaften für ein solches Amt besitzen. Nur dann kann ein Vorsteher sein Amt in rechter Weise ausrichten, wenn er das Vertrauen der Gemeinde und Ansehen in ihr besitzt. c. Gott verhiess, daß er auf diese Männer legen wolle etwas von seinem Geist, der auf Moses ruhte. B. 17. Gott selbst wollte die natürlichen Gaben dieser Leute weihen und heiligen und sie dazu mit den Gaben seines Geistes schmücken. Nur in der Kraft des Heiligen Geistes werden unsere Vorsteher ihr Amt recht ausrichten. So sollen sie rechtschaffene Christen sein, die den wahren Glauben haben, in denen der Heilige Geist wohnt und sie zu ihrem Amte tüchtig machen kann. Diesen ihren Glauben sollen sie auch beweisen durch einen gottseligen Wandel, wie das Paulus (1 Tim. 3, 8—10) weiter ausführt.

c. Gott befahl endlich noch dem Moses, er solle diese siebenzig Männer vor der Stiftshütte versammeln und sie also dem Herrn vorstellen. Als das geschah, kam der Herr hernieder und erfüllte sie mit seinem Geist, so daß an ihnen eine Wundergabe des Heiligen Geistes, das Weissagen, sich sofort zeigte. B. 24. 25. — Es ist nicht von Gott geboten, aber gewiß eine schöne und heilsame Sitte, wenn auch unsere neuerwählten Vorsteher dem Herrn gleichsam vorgestellt und in öffentlicher Versammlung in ihr Amt eingeführt werden. Da werden diese Männer öffentlich in ihrem Amt bestätigt, und die ganze Gemeinde

legt für sie Fürbitte ein, daß Gott sie mit seinem Geist und seiner Kraft zu ihrem Amt begnaden wolle. Ein solches Gebet seiner Gläubigen wird Gott nicht unerhört lassen. — Wir sehen,

2. welches die Aufgabe ihres Amtes ist.

a. So bestimmte Gott selbst das Amt dieser siebenzig Ältesten und ihre Befugnisse, sie sollten mit Moses die Last des Volkes tragen. Sie waren also nicht eingesetzt als solche, die nach ihrer Willkür über Moses und das Volk herrschen sollten. — Auch unsere Vorsteher sollen ihr Amt nicht also ansehen, als seien sie gesetzt über die Gemeinde, über sie und den Pastor zu herrschen. Es gibt in der Kirche Gottes überhaupt nicht Obere und Untere, sondern einer ist unser Meister, Christus. Wenn die Vorsteher sich die Herrschaft in der Gemeinde anmaßen, anstatt ihr zu dienen, so gereicht ihr Amt der Gemeinde zum Schaden.

b. Als seine Gehilfen hatte Gott dem Moses diese siebenzig Männer zur Seite gestellt. Als Gehilfen des Pastors in seinem Amt haben unsere Vorsteher sich anzusehen. Sie sollen ihm helfen in seinem Amt. Sie sollen mancherlei Hindernisse aus dem Weg räumen, die mehr äußerlichen Geschäfte in der Gemeinde verrichten, damit dem Pastor um so mehr Zeit bleibe zur Verwaltung seines eigentlichen Amtes. (Apost. 6.) Sie sollen ihm, so oft er es nötig hat, auch in seinem eigentlichen Amt helfen, z. B. durch Ermahnung u. dgl. Sie sollen das Ansehen des Pastors in der Gemeinde stützen und heben zc.

c. Zwei von den von Moses erwählten Ältesten waren nicht mit vor dem Herrn erschienen, aber dennoch kam der Geist des Herrn über sie, daß sie weißagten. Darüber entrüstete sich Josua und bat Moses, ihnen zu wehren. Josua eiferte mit Unverstand, und Moses wies ihn zurecht. Nicht für ihn, Moses, solle er eifern, sondern für Gott und sich freuen, wenn Gottes Ehre und sein Werk gefördert würde. B. 26—29. — Auch unsere Vorsteher sollen eifern in ihrem Amt, aber nicht mit Unverstand, nicht für Menschenehre, auch nicht für die Person ihres Pastors, sondern für Gott und sein Evangelium. Sie sollen recht treu und nüchtern ihr Amt verwalten. Gott schenke uns recht viele tüchtige, treue Vorsteher! G. M.

Einige Winke, den guten Vortrag der Predigt betreffend.

(Genommen aus A. Hahn, Die Kunst des kirchlichen Vortrags. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.)

(Schluß.)

Auf den Vokalen beruht besonders die Schönheit der Sprache; diese klar tönenden Naturlaute bringen Musik und Melodie in sie hinein. Schlecht gesprochene Konsonanten kann man eher verzeihen als schlecht gesprochene Vokale. Es ist geradezu eine Qual, einer Predigt zuzuhören, in der stets a wie o gesprochen wird, in der stets wiederkehrt „gorkeiner“

statt „gar keiner“, die in dem Tone einhergeht: „Sait mehr als zwai Joaren hoat man die Moage gehört . . .“ Man achte darum auf die charakteristische Stellung der Sprachorgane bei jedem einzelnen Vokal und bemühe sich, diese festzuhalten, solange er erklingt, damit sich kein Nebenton einschleicht, damit nicht das a wie oa oder ä klinge, das o wie oa (z. B. nicht loaben), das i nicht wie i-e (also nicht li=eben), das ü wie i zc. Die Diphthonge setze man möglichst ein in der Mundstellung des ersten Lautes. Dieses ist wichtig bei der Bildung des ei, damit dies nicht wie ai klingt. Bei der E-Stellung des Mundes tritt im Gegensatz zu der des a die Zungenspitze an die Wurzel der unteren Schneidezähne und die Zunge hebt sich in der Mitte. Den Ansaß nehme man eher etwas höher, denn zur tieferen Lage sinkt der Ton hier von selbst. — Um die Vokale zu üben, ihnen einen reinen, metallreichen, festen und dauerhaften Ton zu geben, sind auch Singübungen äußerst dienlich.

Bei dem Sprechen im Brusttone hüte man sich davor, daß die Konsonanten nicht undeutlich werden und wie aus einer Grabeshöhle herausklingen, sondern, wie oben gesagt, vorn an den Zähnen gebildet werden. Vor allem wird gefordert, daß hier das r mit der vibrierenden Zungenspitze (das Zungen=N) gebildet wird, das sonst (Gaumen=N) gurgelnd hinten im Halse klingt. Wenn aber Bischof Mitschl zu dem jungen Palleske sagte: „Wer dieses Zungen=N nicht sprechen kann, wird niemals ein guter Redner werden“, so muß dies doch als übertrieben bezeichnet werden. Auch mit der hinteren Zunge und dem Gaumen (aber nicht zu tief nach hinten) läßt sich noch ein erträglicher N=Laut erzielen. Jenes Zungen=N hat freilich viele Vorteile. Es klingt nicht nur rein und macht überhaupt die Aussprache reiner und geläufiger, es ist auch nicht gering zu achten, daß dadurch der Hals des Redners, der oft schon genug zu leiden hat, sehr entlastet wird. Es kann deshalb nicht dringend genug empfohlen werden, dieses Zungen=N zu üben. Dabei aber hüte man sich vor einem zu sehr schnarrenden Tone und suche das Zungen=N nicht stärker als sonst das Gaumen=N, also möglichst unauffällig zu sprechen, auch bringe man es nicht eher auf die Kanzel, als es, ohne die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, geschehen kann. Der große Schauspieler Talma erlernte es dadurch, daß er die beiden Buchstaben t und d schnell hintereinander sprach, die beide durch die Zungenspitze hervorgebracht werden. Aus ihnen entsteht fast von selbst nach einiger Übung ein N=Laut. Demgemäß wird aus dem schnell gesprochenen t=deffen ein treffen mit Zungen=N. Vielen wird es Mühe machen; auch Demosthenes hat den äußersten Fleiß daransetzen müssen; ihm, dem Griechen, rief der spiritus asper über dem *g* immer deutlich zu, daß das Zungen=N gehaucht und nicht gegurgelt gesprochen werden soll.

Auch die andern Mitlaute vernachlässige man nicht, jedem gebe man, was man ihm schuldig ist, das heißt, man spreche jeden mit dem ihm eigentümlichen Klang aus. Man hüte sich, b in w zu verwandeln, Leven statt Leben zu sagen, ch mit g, chlauben mit glauben zu ver=

wechseln, p und t in b, bezw. d zu verwandeln 2c. Es gilt, mit einem Worte, ein scharfes Ohr für seine eigene Aussprache zu haben.

Es bedarf erst der Übung, um jedem Mitlaute sein Recht widerfahren zu lassen, namentlich wenn im Auslaute und Anlaute zweier Worte die gleichen Buchstaben zu stehen kommen, z. B. in „dem Menschen“, wo jedes m, oder in „Schlaf folgt“, wo jedes f betont sein will und man nicht „de=Menschen“ oder „Schla=folgt“ sagen darf. Dasselbe gilt von ähnlich klingenden Konsonanten, die zusammentreten; man soll nicht „wenn man“ sprechen, wenn „wenn man“ geschrieben steht. Es erfordert Fleiß, aber es führt zum Ziele, wenn man zwischen derartigen Worten etwas absetzt. — Das gilt auch für das Folgende.

Es beruht auf einer natürlichen Trägheit und dient der Undeutlichkeit — klingt auch zugleich sehr unschön —, den Endkonsonanten eines Wortes zu dem Vokal des folgenden Wortes hinüberzuziehen. Man spreche also:

dazumal | aber — nicht: dazumalaber
 in | eine — nicht: inneine
 vor | Augen — nicht: voraugen
 was | ist | es — nicht: wasistest
 wenn | er | die — nicht: wennerdie
 denn | es | umfaßt — nicht: dennessumfaßt.

Dasselbe gilt von dem Verhältnis der Silben untereinander;
 also z. B.: auf=legen, nicht: au=slegen.

Hier ist auch zu tadeln das Elidieren einzelner Vokale und Verschlucken namentlich der unbetonten Schlußsilben. Es ist nicht gestattet zu sagen: „Wenn man's menschliche Leben.“ Das Wörtlein „das“ fordert seine genaue Aussprache. Ebenso ist das ausgelassene „e“ den betreffenden Wörtern zurückzugeben in dem Satze: „Diese Freunde werd'n hier untn und dort obn für dich betn.“ Goethe warnt besonders angesichts der definierten Wörter vor dem Verschlucken der Endsilben „em“ und „en“, für die er um so mehr Aufmerksamkeit verlangt, weil sie das Verhältnis im Satze anzeigen und den eigentlichen Sinn derselben bestimmen.

Die Deutlichkeit und Reinheit der Aussprache läßt sich aber — wenigstens für den Anfänger — nur erzielen, wenn langsam gesprochen wird.

4. Die Langsamkeit.

„Langsam“ ist nach Harns die zweite Forderung an den Vortrag des Predigers, die zwischen „laut“ und „lieblich“ steht. „Langsamer sprechen“, das wird fast regelmäßig den jungen Predigern zugerufen, bei denen sich noch immer mehr oder weniger jene Ängstlichkeit findet, die das Gegenteil ist von der von uns geforderten Ruhe. Wer sich weiß als ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, wer weiß, daß ihm köstliche Perlen anvertraut sind, handelt damit nicht wie ein unreeller

Kaufmann mit Schleudertware, der schlägt bedächtigt die Blätter im Buche der göttlichen Offenbarung um. Schnell spricht man, was augenblickliche, schnell verrauchende Scherze und Einfälle sind, was wie Schaum auf dem Flusse schnell wieder verschwinden mag. Gottes Wort aber hat von dem nichts an sich und will darum langsam gepredigt sein, wodurch ihm Gewicht und Nachdruck gegeben wird. Schnell hergesagte Predigten sind, wie M. Claudius von andern Reden einmal sagt, wie Pferde, die deshalb so eilig gehen, weil sie nur einen leeren Wagen hinter sich haben. Und in der That, „je geschwinder einer reden kann, desto oberflächlicher ist er in der Regel“. Nichts ist darum unwürdiger, als wenn eine Predigt in einer wilden Jagd abgehezt wird und die Zuhörer froh sind und endlich aufatmen, daß dieser Eilzug nicht entgleist ist. Man hat Zeit dazu nötig, wertvolle Bilder durchzusehen. Hat man dabei aber schließlich einzelne Punkte noch nicht genau genug ins Auge gefaßt, so greift man noch einmal auf die bereits beiseite gelegten zurück. Bei der Predigt ist dies aber unmöglich. Bild um Bild geht an uns vorüber. Ist uns dieses oder jenes darin entgangen, es ist zu spät; das flüchtige Wort ruft du nicht zurück. Darum möchte man fast sagen, die Predigt könne nicht langsam genug an unserm Geiste vorbeiziehen. Man bedenke doch auch, wieviel Alte und geistig Schwache unter unserer Kanzel sitzen, und wie schwer ihnen das Auffassen wird.

Ist es nun vom übel, so schnell zu reden, daß das Begreifen oder gar das Verstehen erschwert wird, so soll der Gang doch auch nicht leblos und schleppend, ermüdend und eintönig sein; denn Langsamkeit, aber nicht Geistessträgheit fordern wir. Die Gedanken der Hörer müssen stets beschäftigt sein. Es muß ihnen stets etwas Neues geboten werden, nicht zwar immer neue Gegenstände, wohl aber dieselben von stets neuer Seite. Kommt mit Worten und Gedanken der Redner aber nicht weiter, drängt der Zuhörer im Geist mit Gewalt vorwärts und möchte ungeduldig den Prediger weiterziehen, dann wendet sich endlich die Aufmerksamkeit ermüdet ab und sucht für die Gedanken eine fremde Weide.

Oft beginnt der Prediger schneller zu sprechen, weil er fühlt, daß seine Predigt etwas zu lang geraten ist, und er nun fürchtet, die Geduld der Zuhörer möchte auf eine zu harte Probe gestellt werden. Aber dann ist es erst recht falsch; nun erst werden die Zuhörer durch die Hast auf die Länge der Rede aufmerksam gemacht. Ist aber schon Ungeduld zu bemerken, so werde die Predigt so schnell als möglich abgebrochen, wenn nicht ein Meister (wie Spurgeon es in solchen Fällen gethan hat) die Hörer wieder zu fesseln versteht.

Es ist unmittelbar klar, wo viel und viel Neues geboten wird, wo höhere Anforderungen an die Gedankenarbeit gestellt werden, muß die Rede langsamer einhergehen, als wo dieses nicht der Fall ist.

Die Langsamkeit fordern wir nicht als eine Maßregel der Vorsicht und Unsicherheit. Daraus aber ergibt sich, daß sie nicht kriechend daherschleicht, nicht die einzelnen Worte lang und gedehnt hinzieht, wie man

oft „aber“, „darum“ und andere Worte, die sich ihrer Natur nach an die folgenden anlehnen, lang gezogen hört, als würde darin eine tiefe Weisheit verkündigt. Sie ist auch nicht ein Hilfsmittel, um Zeit zu gewinnen, die folgenden Worte zu suchen, sie tritt auch nicht zaghaft auf, sondern mit Festigkeit und Sicherheit schreitet sie über alle Hindernisse dahin. Der Redner öffnet die Schleusen des Wortes, und aus reichen Brunnenquellen fließen unaufhaltsam in vollen Strömen — tiefe Wasser hüpfen nicht schnell dahin — reichlich und ungemindert die Wasser des Lebens hervor. —

Wenn der Prediger nicht vollständig seinen Gegenstand beherrscht, so entstehen schließlich zur Gewohnheit werdende Pausen dort, wohin sie nicht gehören, wie in folgenden Sätzen: „Man will doch, daß man — von den Früchten — in dem Werke — der Mission — viel sieht“, was noch um so häßlicher klingt, wenn die letzten Silben vor den ungehörigen Pausen noch besonders betont werden, z. B. „Wenn wir bedenken, — daß unsere Gemeinden — sich zusammen setzen — aus den verschiedensten — Elementen“ 2c., oder wenn der Satz in lauter mit Ausrufungszeichen versehene einzelne Worte zerhackt wird: „Lasset! — uns! — doch! — recht! — bedenken!, daß!“ 2c. Ein solches Staffatoreden macht aufmerksam auf eine sich noch mühsam vollziehende und darum den ungehemmten Lauf der Rede hindernde Gedankenarbeit. Die Zuhörer wollen aber nicht in die Werkstatt sehen, in der noch gelehrt und gefügt wird, sondern wollen in den Predigten vollendete Geistesarbeiten vorgeführt haben. Den Quintilian erinnert diese kurzabstoßende Redeweise an einen Schluchzenden. Steinbart hört einen zankenden Ton heraus; jedenfalls ist sie das Gegenteil des Lieblichen und Gewinnenden.

Pausen müssen da sein, aber an der rechten Stelle. Schon des Atmens wegen können sie nicht fehlen. Nur diese Atempausen beschäftigen uns hier. Wie ein pausenloses Gassen nichts anderes als kirchliche Geschwägigkeit ist, so ist auch ein langsames Reden ohne Pausen unerträglich, und selbst die Ruhe wird dadurch ruhelos. Wo solche Pausen, Kohlenstationen zum Heizen der Lunge mit Sauerstoff, zu machen sind, zeigen in den meisten Fällen die Interpunktionszeichen, die also zugleich Atempausenzeichen sind. Nicht allein, wo sie stehen, sondern auch wo in der Schrift ein solches gemacht werden könnte, darf in der Rede eingehalten werden. Die Dauer einer solchen Pause bemißt sich einerseits nach dem Tempo der Rede und andererseits nach der, sei es noch im Flusse befindlichen oder nun vollendeten Gedankenentwicklung.

5. Die Lebendigkeit.

Der Prediger redet von den großen Taten Gottes nicht als uninteressierter Erzähler, sondern als einer, der selbst an der vorgetragenen Sache beteiligt ist. Es ist keine Abhandlung, die er vorträgt,

nicht etwas, was durch rein logisches Denken gefunden ist, sondern was er vorträgt, ist das Zeugnis von einem Leben, einem Wirken und Werden, welches noch augenblicklich seinen Fortgang hat und seine Kraft bewährt. Es ist ein Zeugnis des eigenen Erlebens. Als Bote Gottes bringt er Gottes Wort nicht allein mit seiner Rede, sondern seine ganze Persönlichkeit; alles, was man an ihm wahrnimmt, predigt davon. Dieses Wort, das aus den Zuhörern etwas machen soll zum Lobe Gottes, hat zuerst aus ihm etwas gemacht. Was er empfangen hat, ist er nun bestrebt, andern wieder mitzuteilen, um sie in die Gemeinschaft seines von Gott geheiligten Geistes herüberzuziehen. Es fängt damit ein Hinübertreten an von Geist zu Geist. Dieses sich mitteilen Wollen, dieses Heraustreten der Persönlichkeit, dieses subjektive Moment der Predigt nannten wir Bewegung. Sie macht sich geltend selbst in der äußeren Form, in dem Ausdruck der Worte, in dem Ton und den Gebärden. Sie alle zeigen, wie sehr sich der Redner bemüht, die Fülle der innersten eigenen Anschauungen und des eigenen durchdrungenen Gemütes in den Zuhörern zu erzeugen, damit alle, die ihn hören, solche würden, wie er ist. . . . Wehe, wenn die Kanzelrede den Eindruck macht, als halte ein philosophierender Lehrer einen Monolog!

Es beeinträchtigt schon den Vortrag, wenn er nur in etwas den Anschein des auswendig Gelernten an sich trägt. Nichts ist darum verkehrter, als sich in dem Vortrage zu korrigieren, weil das gesprochene Wort nicht im Konzepte stand, dieses vielleicht ein besseres enthielt. Durch die Korrektur an diesem Orte wird auch das Bessere ein Schlechteres. Man gehe nur in der Rede getrost durch, wenn die Konstruktion des Satzes auch eine ursprünglich nicht beabsichtigte, vielmehr sogar eine recht gewagte ist. Die unmittelbar aus dem Herzen kommende Rede wird mehr fesseln als der aufs feinste stilisierte und ausgearbeitete, aber hergesagte Aufsatz. So sind wir zu urteilen gezwungen, wenn wir trennen wollten, was nicht getrennt werden darf. Die Hörer legen wenig Gewicht darauf, ob der Prediger im Feuer seiner Rede sich auch einmal verspricht; sie verzeihen es ihm gern, ja sehen es als etwas Selbstverständliches an, daß er bei dem Fluge seiner Gedanken und der Erregung seines Inneren auch Fehler macht. Ja, solche Fehler werden fast immer vorkommen, wenn anders der Redner von seiner Sache begeistert ist und nicht kalt redet. Deshalb sagt Plinius von jemandem tadelnd: „Er macht keinen Fehler, als daß er eben keinen macht.“

Verlorene Predigten also, die ohne Bewegung vorgetragen werden. Denn „es gibt nichts Verderblicheres für den rednerischen Vortrag, nichts, was sein Wesen und damit auch seine Wirkung und demzufolge die Wirkung der Rede überhaupt mehr in Frage stellt, als die Unbeweglichkeit, die Unfähigkeit, nach Bedürfnis ab- und zugeben, zu wechseln, mit einem Worte die Monotonie“.